



Die Totenmaske von Johann Heinrich Pestalozzi, im Auftrag des Kronprinzen Ludwig von Bayern erstellt.

# Papa Pestalozzi

Von Norbert Grube und Claudia Mäder

*Johann Heinrich Pestalozzi gilt als gütiger Armenvater und vorbildlicher Pädagoge. Tatsächlich gab er lange Zeit ziemlich wenig auf Schulbildung – sein eigener Sohn musste das schmerzlich erfahren. Aber auch die vielen Kinder und Lehrer, die Pestalozzi später in seinem Erziehungsinstitut unter die väterlichen Fittiche nahm, lernten an dem berühmten Erzieher Seiten kennen, über die heute kaum jemand spricht.*

O Entsetzen! mein Sohn, mein Sohn!» Vaterfreude, würde man meinen, tönt anders. Doch als Johann Heinrich Pestalozzi der Geburt seines ersten und einzigen Kindes beiwohnt, ist er, wie seine Gattin Anna im gemeinsamen Ehetagebuch festhält, in «schwirriger Verfassung». Er wird das in den kommenden Jahrzehnten häufig sein. Zwar schafft er es in dieser Zeit, sich vom Zürcher Landwirt zum Vater der Schweiz zu mausern. Auf die Beziehung zwischen dem Pädagogen und seinem eigenen Sohn aber muss man mit ebenjenem «Entsetzen» blicken, mit dem er seinen Spross in der Welt empfing.

Nicht dass sich Pestalozzi keinen Sohn gewünscht hätte. Im Gegenteil: Sein Leben umgeben von Kindern hat er sich mit seiner späteren Frau schon ausgemalt, als Schwangerschaften noch fern und Dutzende Kilometer zwischen den Verliebten lagen. Johann Heinrich Pestalozzi, der Sohn eines wenig tüchtigen Chirurgen, war als Jugendlicher im Umfeld von radikal-republikanischen Reformkreisen aktiv, denen vormals auch renommierte Bürgersöhne wie Johann Caspar Lavater oder Johann Heinrich Füssli angehört hatten. Während sich aber etliche dieser Jungspunde nach ihrer Rebellionsphase ins System fügten, brach Pestalozzi sein Theologiestudium ab, um eine jener Ideen zu leben, die damals, als Rousseau die Vorzüge des Naturlebens pries, in der Luft lagen: 1767 begann er in Kirchberg eine Lehre als Landwirt. Zwischen Zürich, wo Anna Schult Hess bei ihren Eltern wohnte, und dem Emmental gingen fortan zahllose geheime Briefe hin und her, in denen die Brautleute ihr Zusammensein planten und die Erziehung künftiger Kinder diskutierten. Wobei, zu bereden gab es diesbezüglich wenig, denn beide waren sich einig, dass der Nachwuchs fernab der Stadt – diesem «Zusammenfluss des Lasters und des Ellends» – gross werden und dereinst bescheiden «das Feld bauen» sollte.

Ab 1769 erprobt Pestalozzi seine landwirtschaftlichen Fähigkeiten auf dem Birrfeld, das nunmehr vermählte Paar lebt zunächst im aargauischen Mülligen und später auf dem eigenen «Neuhof» bei Birr. Ein idyllisch-ruhiges Dasein freilich stellt man sich anders vor. Ein «Strom von



Der «Neuhof» bei Birr, den die Familie Pestalozzi ab 1771 bewohnte.

## Der Vater sperrt seinen Sohn in einen kalten Raum: «Erst nach dem dritten Arrest ward er gedultig.»

Tränen» zieht sich durch die Tagebuchaufzeichnungen, die Anna im Jahr 1770 macht. Streitereien reihen sich an Missvergnügen, Unstimmigkeiten und üble Launen – was nicht weiter erstaunt angesichts der prekären Lage, in der sich die Eheleute befinden. Schon kurz nach ihrem Start gilt Pestalozzis Agro-«Enterprise» als ruiniert, dauernd müssen Verwandte angepumpt und Gläubiger getröstet werden. Und in just dieser Zeit ist nun für ein zusätzliches Wesen zu sorgen: Am 13. August 1770 bringt Anna einen Sohn zur Welt. Obwohl das Landleben da schon seine ganze Härte gezeigt hat, wird der Bub gleich wie der grosse Apologet des *retour à la nature* genannt und Hans Jacob getauft – Jean Jacques auf Französisch, Jacqueli im familiären Schwizertütsch.

Der Knabe erwischt einen schlechten Start ins Leben. Kurz nach der Geburt wird er schwer

krank; die Mutter fürchtet, ihre Milch sei Ursache des Leidens, und erwartet bang den Tod des Kleinen – derweil sich Johann Heinrich Pestalozzi zwei Wochen lang in Zürich aufhält und erst nach Hause zurückkommt, als Jacqueli über den Berg ist. Schon während ihrer Schwangerschaft hat Anna darüber geklagt, dass ihr Gatte das Herumreisen in geschäftlichen Dingen «mehr liebete, als das Wichtigste», und tatsächlich ist Pestalozzi seit je vom Gedanken beseelt, ausserhalb des engen Familienkreises Grosses zu leisten: «Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen.» Dieses bereits in den 1760er Jahren formulierte Credo wird Pestalozzi im Verlauf der Zeit insofern umsetzen, als er unzählige Projekte anreisst und sich zum veritablen Experten im Scheitern entwickelt – dies gilt gerade auch für seine Unternehmungen als Vater.

Wie Pestalozzis geschäftliche Vorhaben in den 1770er Jahren kollabierten, ist bekannt. Bald schon wird klar, dass der Landwirtschaftsbetrieb nicht überlebensfähig ist. Um ihn weiterführen zu können, erweitert Pestalozzi den Hof um einen industriellen Zweig und stellt Arbeiter zur Fertigung von Webwaren an. Nach schlechten Ernten fehlt aber wiederum das Geld zur Besoldung der Angestellten, so dass der Chef nach billigeren Arbeitskräften Ausschau hält: Fortan holt Pestalozzi arme Kinder in den Betrieb, lässt sie die protoindustriellen Arbeiten verrichten und bietet ihnen dafür eine rudimentäre Ausbildung im Lesen, Schreiben und Rechnen. Davon überzeugt, dass das Arbeiten den Kindern nicht schade, sondern im Gegenteil zu einem «einmaligen frappierenden gesunden Wuchs» verhelfe, vermag Pestalozzi diese Armen-Arbeitsanstalt, auch dank Zuwendungen diverser Philanthropen, ein paar Jahre lang aufrechtzuerhalten. Fehlkalkulationen, Schulden und Ertragsausfälle machen den Zusammenbruch dann aber unausweichlich, 1780 wird die Einrichtung liquidiert.

Nicht einmal einen Hühnerstall würde er Pestalozzi zur Besorgung anvertrauen, soll Lavater mit Blick auf das unternehmerische Unvermögen seines Jugendfreunds gesagt haben. Ob man ihm Kinder anvertrauen möchte, wird nach einem Blick auf sein pädagogisches Vorgehen zumindest fraglich.

Was Jacqueli im turbulenten Jahrzehnt zwischen 1770 und 1780 erlebte, liegt weitgehend im Dunkeln. Ein Schlaglicht, aber ein ziemlich grelles, wirft einzig ein Tagebuch, in dem Pestalozzi die Erziehungsversuche dokumentierte, die er im Winter 1774 während 24 Tagen an seinem dreieinhalbjährigen Sohn unternahm. Die Einträge sind Zeugnis einer konfusen Auseinandersetzung mit den Erziehungsprinzipien Rousseaus. Während dieser sämtliche seiner fünf Kinder ins Findelhaus gegeben hatte, bevor er 1762 seine grosse Erziehungstheorie (*Emile*) entwarf, schritt Pestalozzi am lebenden Subjekt zur Tat – stiess bei der Umsetzung des Konzepts aber sogleich auf Schwierigkeiten und änderte es nach Gusto ab.

Rousseau hat für eine «negative Erziehung» plädiert; demnach sollten die Kinder, abgeschottet von den verwerflichen Einflüssen der Gesellschaft, ihre eigenen Erfahrungen sammeln, sich «naturgemäss» entwickeln und sich erst im Jugendalter mit Büchern beschäftigen. Pestalozzi, der seinen *Emile* gelesen und sogar mit Anna diskutiert hat, hebt im Erziehungstagebuch denn auch als Erstes die Spaziergänge hervor, die er mit Jacqueli im «fryen Hörsall der ganzen Natur» unternimmt und auf denen der Spross Wasserläufe beobachtet oder Tiere benennt. Nur: Diese «Fryheit», die Rousseau in seiner Theorie als unbestritten erachtete, erscheint Pestalozzi in seiner Praxis als problematisch – er fühlt sich gezwungen, seinem Sohn auch Gehorsam und konventionelles Wissen beizubringen.

Als dem kleinen Hans Jacob am 30. Januar das Buchstabieren «etwas langweilig» wird, sperrt sein Vater ihn in einen kalten Raum. «Erst nach dem dritten Arrest ward er gedultig.» Und wenig später dann krank. Wieder auf den Beinen, zeigt der Knabe «Willkühr» und «Eigensinn», die Pestalozzi ihm sogleich mit «ein paar Straffen» auszutreiben sucht. Darunter die folgende, fast schon übergriffig zu nennende Züchtigungsanordnung: «Er gieng so weit, dass er selbst einen Schollen Gerstenzucker nicht aus meinem Mund, sonder aus der Hand haben wollte und in einen heftigen Grad des Zorns ausbrache, als ich ihm byde Hende zurückhielt und mit den Zukerschollen mich seinem Mund neherte. Kalt ass ich den Zucker!»



Pestalozzi im Kreise von Waisenkindern, die ihn alle «Vater» nennen, im Jahr 1798 in Stans.

Es ist unbekannt, wie dieses eigenwillige, zwischen natürlicher Freiheit und strengem Gehorsam schwankende Programm weiterverfolgt wurde. Unter Verweis auf die grosse Hingabe, mit der sich Pestalozzi in den nächsten Jahren seiner Armenanstalt widmete, vermutet die Forschung aber, dass es mehr und mehr die «Fryheit» war, die dominierte – weniger euphemistisch reden manche von «Vernachlässigung», so etwa Werner Keil, der dem Pestalozzischen Vater-Sohn-Verhältnis eine ausführliche Studie gewidmet hat. Ob Jacqueli tatsächlich unbeaufsichtigt unter den Arbeiterkindern umherstreunte, sich deren Tonart angewöhnte und überhaupt nur noch tat, was er wollte, wie es in einer früheren Biografie über Anna Pestalozzi-Schulthess heisst, muss offenbleiben. Klar ist aber, dass er mit zwölf noch keine grössere Freude am Buchstabieren hat als seinerzeit mit drei Jahren. Jedoch ist das dem Vater nun nicht mehr Anlass zu handfestem Tadel, sondern Grund zu grösstem Stolz: 1782 brüstet sich Pestalozzi öffentlich mit der kompletten Kenntnisslosigkeit seines Kindes.

Inzwischen offenbar wieder ganz bei Rousseau, verdammt er in einem Artikel im *Schweizerblatt* das frühe Lesen und Schreiben als Verirrung des zeitgenössischen «Erziehungsjahrhunderts». Pestalozzi drischt auf das Schulsystem ein, das die Kinder mit Wissen vollstopfe und ihren natürlichen Erziehern, den Vätern, entfremde, und stellt seinen Sohn als Repräsentanten des von stupider Bildung «unverwirrten Naturgefühls» vor. In allen Lehr- und Büchersachen sei das Kind so unwissend, dass es, obwohl fast zwölf Jahre alt, weder lesen noch schreiben könne, doch sei er «über diesem Mangel gar ruhig» und überzeugt, dass dies der beste Weg in ein tätiges Leben sei. Gar, aber nicht ganz ruhig dürfte Pestalozzi gewesen sein, denn immerhin schiebt er seinen Ausführungen diesen Satz nach: «Leser! Ich bitte dich, wenn mein Vaterauge mich blendet, so sag es mir.»

Es scheint, dass zumindest einer es ihm gesagt hat. Wiederum fehlen Quellen, die den genauen Hergang erhellen, aber wenige Monate nach dem Loblied auf seine «Unwissenheit» wird Jacqueli tatsächlich schulisch unterrichtet, und zwar im Haus der wohlhabenden Basler Familie

Battier, mit der Pestalozzi seit längerem befreundet ist. Damit wird der Bub, der doch eigentlich «das Feld bauen» sollte, in eine völlig neue, städtische Umgebung verpflanzt, und um die Konfusion perfekt zu machen, schlägt auch sein Vater plötzlich einen ganz anderen Ton an. Er solle sich seine «bäurischen Sitten» abgewöhnen, mahnt Pestalozzi 1783 brieflich und hält seinen Knaben auf recht ultimative Weise dazu an, ihm fortan mit Fleiss und Eifer zu gefallen: «Es steht jez an Dir, mich zu belohnen [. . .] für alles, was ich an Dir gethan, oder aber mein Leben unwiederbringlich ellend zu machen.» Dem Hauslehrer gegenüber gesteht Pestalozzi indes ein, dass nicht alles gut war, was er an seinem Sohn «gethan». Er zeigt sich besorgt über allfällige «schlimme Folgen» seiner früheren Führungsfehler und räumt ein, dass das

### 1786 kehrt Jacqueli auf den elterlichen Hof zurück – «entstellt, verheerendem Tod entgegengehend».

Lernen und Üben, «auf die ich by meinem Jaqueli so wenig gebaut», die Basis alles Guten wären.

Offenbar fällt es dem Knaben schwer, die geistige Spitzkehre des Vaters praktisch nachzuvollziehen. Die Unterrichtskonstellation bei den Battiers, die selber zwei erheblich jüngere, aber viel besser geschulte Kinder haben, erweist sich als problematisch, und so muss Hans Jacob nach einigen Monaten erneut umziehen, diesmal nach Mulhouse. In der protestantischen Handelsstadt ist 1781 eine *Académie préparatoire au commerce* eröffnet worden, die der 13-Jährige ab Herbst 1783 besucht. Organisiert ist die Einrichtung nach dem Vorbild der Militärakademie im nahen Colmar, und folglich gehört nebst strikter Disziplin auch das Tragen einer Uniform zur Tagesordnung – eine weiter von seinen früheren Idealen entfernte Institution hätte der Vater seinem Sohn kaum finden können.

Dieser reagiert anfänglich mit kleinen Rebellionen gegen die neue Zucht – als ihn der Direktor etwa an den Haaren reisst, bestäubt er dessen schwarzes Kleid mit weissem Puder –, scheint aber je länger, je mehr in Melancholie zu versinken. Pflichtgetreu und mit «fillen Küsen» berichtet er dem Vater von seinen Fortschritten in der Orthographie. Allein, es wird rasch deutlich, dass Jacqueli von der Ausbildung überfordert ist, und die Buchstaben, mit denen er sich beim Schreiben so viel Mühe gibt, werden vom Empfänger kaum je gewürdigt. In fast jedem seiner zahlreichen Briefe beklagt sich der Sohn über ausbleibende Nachrichten von daheim und klingt dabei zuweilen, wie am «8 Nofenber», herzerreissend traurig: «Liebester Papa sag was ich machen soll, das ich wider eine Antwort von dir zu bekommen; ich will es thun wen es mir jmer möglich ist, aber so zu Leben verleitet mir.»

Der liebe Papa ist inzwischen ein vielbeschäftigter Schriftsteller. Nach dem Kollaps seiner landwirtschaftlichen Unternehmungen hat Pestalozzi das Feld gewechselt und zur Feder gegriffen: Zwischen 1781 und 1787 veröffentlichte er den vierbändigen Roman *Lienhard und Gertrud*. Der heute kaum mehr gelesene Klassiker rund um eine kinderreiche Familie in einem sittenverderbten Dorf trug seinem Autor den langanhaltenden Ruf ein, sich auf populäre Weise mit Fragen der Volks- und Menschenerziehung zu befassen. Seinen eigenen Sohn liess Pestalozzi derweil erneut verfrachten. Die eigentlich auf drei Jahre angelegte Ausbildung in Mulhouse ist für Jacqueli schon nach knapp anderthalb Jahren vorbei, ab Januar 1785 arbeitet er als Lehrling im Kolonialwarengeschäft der Familie Battier. Zwar macht er dort, wo er vornehmlich mit dem Kopieren von Schriftstücken und Wechseln betraut ist, noch immer so viele «felher», dass der Chef seine Briefe regelmässig zerreisst. Doch scheint er eine Zeitlang zumindest weniger deprimiert als vorher – und laut eigenem Befund geht es ihm jetzt in Basel entschieden besser als früher beim Vater, dessen Erziehungsmethoden er inzwischen ziemlich kritisch sieht: «ich wäre kann seyn noch mehr weder ein Jahr bey dir geblieben dass hätte mir zu meinem grösten schaden können seyn». Indes, auch die Lehrzeit nimmt kein gutes Ende. Hans Jacob beginnt (möglicherweise erneut) unter

epileptischen Anfällen zu leiden. Auf entsprechende Nachrichten reagieren die Eltern erschüttert; man probiert den Magnetismus als Heilmethode aus, später bittet Pestalozzi auch Lavater um Rat, doch letztlich stiehlt er sich mit einer selbstmitleidigen Wendung aus der Verantwortung und begnügt sich damit, das Schicksal seines Sohns in die Hand des obersten aller Väter zu legen: «Ich bin ein armer Vatter, ich habe Dich auf der Welt nicht so glücklich gemacht, als ich wohl wünschte, dass Du es wärest. Aber Du hast einen Vatter im Himmel, der alles ersetzen kan, was ich versäumt.»

Viel Zeit auf Erden ist Jacqueli auch wirklich nicht mehr beschieden. 1786 kehrt er auf den elterlichen Hof zurück – «entstellt, zerrissen, verheerendem Tod entgegengehend», wie Pestalozzi in der Retrospektive schreibt. Dieser traurigen Verfassung zum Trotz arrangieren die Eltern ihrem Sohn noch eine Heirat. Wenn sie darin, wie der Pestalozzi-Biograf Peter Stadler vermutete, das letzte Mittel sahen, ihren Sohn einem «normalen» Leben zuzuführen, dürfte die Wirkung eher gegenteilig gewesen sein. Denn bald nach der Hochzeit haben Hans Jacob und seine Frau den Tod von drei kleinen Söhnen zu verkraften. Zusehends verschlechtert sich dann der Gesundheitszustand des Gatten; «aller Trehnen flossen wie Bäche, und Jamergeheul umringte den leidenden, schrecklich Schryenden, mit starrem Aug der Gichter Gewalt leidend» – so schildert Pestalozzi später einen von Hans Jacobs Anfällen, die sich freilich meist in seiner Abwesenheit zutragen.

Ende der 1790er Jahre ist der Vater nämlich wieder mit wichtigen Projekten befasst, und diesmal ist es geradezu «eine der grössten Idée des Zeitpunkts», die ihn um- und aus der Familie hinaustreibt. Die junge Helvetik engagiert den populären Schriftsteller 1798 als Redaktor des Regierungsblatts, das dem Volk die neue Verfassung verkaufen soll, und schickt ihn kurz darauf nach Stans: In dem von französischen Truppen verheerten Ort ist ein Mann gesucht, der sich um die Waisen kümmert. Innert kurzer Zeit errichtet Pestalozzi also eine Anstalt und lässt die Kinder, die ihn alle «Vater» nennen, keine Sekunde seiner Fürsorge entrinnen: «Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer

## VÄTERCHEN MIT HERZ UND HAND

Die desaströsen Erziehungserfahrungen mit Jacquelie haben Pestalozzi keineswegs dazu gebracht, die Finger vom Vatersein zu lassen. Im Gegenteil: Mit dem Nimbus des republikanischen Publizisten und Waisenvaters von Stans baute er ab 1800, unterstützt vom helvetischen Minister für Wissenschaft und Künste Philipp Albert Stapfer (siehe auch Seite 54), ein zunächst in Burgdorf angesiedeltes und bald international renommiertes Privaterziehungsinstitut auf – in dem er sich über fast 30 Jahre hinweg in der Rolle des obersten Kindervaters gefiel.

Pestalozzis Institut, das 1804 nach Münchenbuchsee und 1805 ins Schloss von Yverdon umzog, sei stramm hierarchisch, wie ein «Bienenkorb», organisiert gewesen, merkte sein zeitweiliger Weggefährte Wilhelm von Türk an. Pestalozzi war darin weniger die Königin als die Drohne, die andere Lehrer für sich arbeiten liess und in ein Gefolgschafts- und emotionales Abhängigkeitsverhältnis trieb. Die häufig als «kindlich-familiär» bezeichnete Beziehung von Lehrern und Schülern zum wahlweise als «geliebter» oder «ehrwürdiger Vater» angedeuteten Pestalozzi war mitnichten harmonisch. Das verbal angezeigte Familienverhältnis beruhte vorwiegend auf Gehorsamkeits- und Unterwerfungsadressen von vielen sich selbst «Söhne» nennenden Lehrern und Schülern an den «Vater». Gespickt mit devoten Selbstbeichtungen, Bitten um Vergebung für nicht näher bezeichnete Vergehen, Dankbarkeits-, Ergebenheits- und Liebesbekundungen, erinnern sie mit ihrem Gefolgschafts- und Selbstbeschildigungsgestus an Briefe von angeklagten bolschewistischen Weggefährten an «Väterchen Stalin».

Wenngleich nicht zur Festigung der Diktatur wie im Kreml, so sollte der Vatermythos in Yverdon doch zur Stabilisierung der Institutshierarchie beitragen – und hat just das Gegenteil bewirkt: Intrigen, Streit, Misstrauen und eine Kultur des Buhlens um die «Liebe» des grossen pädagogischen Meisters, dem man die Bevorzugung mancher Lehrer als «Schosskinder» vorwarf, kennzeichneten spätestens ab 1810 die Atmosphäre im Schloss zu «Iferten». In der Forschung wird dieser Konflikt irreführend als

«Lehrerstreit», vor allem zwischen der Fraktion um den Vorarlberger Mathematiker Joseph Schmid und dem langjährigen Lehrer Johannes Niederer, bezeichnet. Doch nicht einzelne missgünstige Lehrer waren es, die das Institut gefährdeten. Vielmehr beförderten die auf Vaterschaft aufgebaute Struktur, die Emotionalisierung und der Wettbewerb um Gunsterweisungen im Institut eine Herrschaft der Willkür, der Unberechenbarkeit und der Streitsucht.

Sie entglitt mitunter in öffentlichen, vor den Schülern ausgetragenen persönlichen Verunglimpfungen der Lehrer untereinander. Pestalozzi war allerdings nicht Opfer, sondern Architekt solcher Entgleisungen. Unmissverständlich kritisierte 1816 der am Institut tätige Karl Justus Blochmann, dass Pestalozzi das Gegenteil der von ihm publizistisch oft eingeklagten «Vattergerechtigkeit» ausübe. So

**Pestalozzi war in seinem Institut weniger die Königin als die Drohne, die andere für sich arbeiten liess.**

befördere er mit Ungerechtigkeiten und Parteinahmen die heftigen polemischen Konflikte innerhalb der Institutsfamilie. Blochmanns eigener Versuch, sich von der väterlichen Bemächtigung zu befreien, um sein Recht auf ein selbständiges Urteil wiederzuerlangen, scheiterte jedoch, wie spätere briefliche Liebes- und Verehrungsbekundungen gegenüber Pestalozzi belegen.

Da sich die Lehrer mehr um die Gunst des Vaters als um die Sorge, Aufsicht und Erziehung hinsichtlich der ihnen anvertrauten, aus fernen Ländern angereisten etwa zehnjährigen Knaben kümmerten, drohten die aus dem Vaterkult resultierenden Konflikte zum Reputationsrisiko zu werden. Diverse Beobachter befanden, dass die «Kleinen [. . .] bey ihrer jezigen Führung verwildern» und sich ebenso unglücklich fühlten wie die Lehrer. Von schlechter Disziplin, zunehmender Grob- und Rohheit der Kinder,



Die Residenz des obersten Kindervaters: Ab dem Jahr 1805 führte Pestalozzi sein Privaterziehungsinstitut im Schloss von Yverdon.

Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. [. . .] Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so.»

Jacquelie liegt im August 1801 allein auf dem Sterbebett. Vater Pestalozzi ist schon wieder anderswo gefragt, der bald zum Starpädagogen avancierende Mittfünfziger soll jetzt in Burgdorf ein Erziehungsinstitut aufbauen. Auch die Mutter ist am Ende nicht da. Anna hält sich in jenen Jahren zumeist bei Freunden in Hallwil auf und trifft erst auf dem Neuhof ein, als Hans Jacob schon tot ist. Immerhin, so ist ihrem Tagebuch zu entnehmen, sieht sie ihn noch in «Engelsgestalt» auf seinem Lager liegen. Dem Vater hat die Zeit anscheinend selbst dafür nicht mehr gereicht: «Ein grosses Werk, dass des lieben seeligen Vatter mit Erziehung junger Leütte in Burgdorf angefangen, hinderte diessen lieben guten Gatten, ihn noch zu sehen.»

**Im Jahr 1801 liegt Jacquelie allein auf dem Sterbebett. Die Mutter ist weg, und als der Vater eintrifft, ist der Sohn bereits eine «Engelsgestalt».**

Bild: Lithographie von Louis Vuille, Pestalozzianum Zürich, Aus: Michel Soëtard, Eine Bildbiographie, Schweizer Verlagshaus Zürich

von Dreck und Schmutz, an denen die häufig unreinlichen Kinder erkrankten und womöglich sogar starben, berichteten Augenzeugen um 1809. Sogar von Bordellbesuchen der Lehrer war die Rede. Der deutsche Lehrer J.L. Lenz aus Geisenheim berichtete, «aus der Schweiz wären gar keine Kinder da, weil in allen Kantonen, besonders im Kanton Bern, verboten wäre, Kinder in Ihr Institut zu schicken».

Der Kanton Bern tat gut an diesem Verbot. Vater Pestalozzi war nämlich nicht nur mit dem Führen seiner «Grossfamilie» überfordert, sondern auch mit dem Unterrichten. Das mag heute erstaunen, da Pestalozzi doch als Schöpfer einer eigenen Erziehungsmethode gilt, die seinerzeit auch Philipp Albert Stapfer in den Bann zog. Diese vermeintliche «Methode» – u. a. 1801 niedergeschrieben im Buch *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* – beruhte auf der Annahme, dass

## Pestalozzi küsste, herzte und umarmte eine ausgewählte Zahl von Kindern.

sinnliche Anschauung die allen Menschen inhärenten natürlichen Kräfte in Kopf, Herz und Hand zur Entfaltung bringen und harmonisch in Sittlichkeit verwandeln könne. Prädestiniert zur Anwendung dieser «Methode» sei besonders die Mutter. Doch ausgestattet mit mutterähnlicher Liebe und Innigkeit, könne auch jeder andere Erwachsene als Lehrer agieren, wenn er in einem familiären Umfeld das Ideal des Vorbilds und der Anschauung, also das Erklären, Zeigen und Vormachen, als zentrale Elemente für die Kräfteentfaltung einsetze. Berücksichtige man diese Grundsätze, könne, so Pestalozzi, der Schulunterricht ruhig zu einem bloss mechanischen Handwerk werden. Etwas boshaft könnte man sagen, dass die «Methode» mit ihrem Widerspruch von Naturbezug und mechanischer Nachahmung genau das Spannungsfeld aufmachte, unter dem schon Jacquet zu leiden hatte.

Die letztlich vage bleibende «Methode» bot jedoch Raum für vielerlei Erwartungen und Zuschreibungen. So köderte sie mit ihrem Versprechen der harmonischen und ganzheitlichen Kräfteentfaltung zahlreiche europäische Regierungen und Eltern, die Nachwuchslehrer zur didaktischen Ausbildung und junge Zöglinge zur Erziehung zu Pestalozzi sandten. Die Reputation seines Instituts befeuerte der Berner Philosophieprofessor und Dekan Samuel Ith 1802 mit einem positiven «Amtlichen Bericht» über die Anstalt, der allerdings nach Meinung Peter Stadlers zu grossen Teilen von Pestalozzi selber stammte. Acht Jahre später kam ein Kommissionsbericht im Auftrag der eidgenössischen Tagsatzung jedenfalls zum Schluss, dass Pestalozzis «Methode» für öffentliche Volksschulen nicht taugte, sondern bestenfalls für Wohnstuben geeignet sei.

Dieses negative Votum tat der internationalen Euphorie um Pestalozzi aber keinen Abbruch – ebenso wenig wie schon früher einsetzende Zweifel. So hatte der 16-jährige Arthur Schopenhauer bereits bei einem Institutsbesuch im Jahr 1804 eklatante Mängel in Pestalozzis Ausdrucksweise beobachtet: «Sonderbar ist, dass er [Pestalozzi] sich so wenig auszudrücken weiss: er spricht deutsch u. französisch beydes gleich schlecht, stottert oft, u. weiss seine Worte nicht zu finden.» Auch Eleven, die die Ausbildung des pädagogischen Meisters durchlaufen haben, geben in späteren Berichten Anlass zur Skepsis – etwa der schon als Kind zum Hilfslehrer beförderte Johannes Ramsauer. Schnell und hastig «schrie Pestalozzi so entsetzlich laut und anhaltend» unaufhörlich Beispielsätze in den Klassenraum, dass Ramsauer noch Jahrzehnte später davon die Ohren klingelten: «Hiervon verstanden wir kein Wort, denn es wurde kein Wort erklärt und es wurde so singend und überhaupt [. . .] undeutlich vorgesprochen.» Die «Methode der Anschauung» gemahnt demnach eher an eine autistische Selbstdarstellung Pestalozzis, der auf Nachfragen der Kinder unwirsch reagierte und vor lauter Schreien die Zeit und anscheinend auch die Kinder vergass. Denn er bemerkte gar nicht, dass sie sich nach drei Stunden aus dem Klassenraum zur Mittagspause entfernten – verständlich, einen Stundenplan hat es in Yverdon nämlich nicht gegeben.

Wenn der Kopf und die Lerninhalte also eher auf der Strecke blieben, kümmerte sich Papa Pestalozzi mit umso mehr Herz um einzelne Zöglinge – und zwar teilweise intensiver, als ihnen lieb war. So fiel ihm etwa der stille Ramsauer auf. Den zwölfjährigen Knaben machte er zu einem von acht Tischdeckern, die häusliche Arbeiten in Garten, Küche und Privatgemächern Pestalozzis verrichten mussten. Doch noch weniger als die zotigen Gespräche des Küchenpersonals und schwere körperliche Arbeit im Winter behagte Ramsauer das mit diesen Diensten verbundene dauerhafte Zusammensein mit Pestalozzi: Das gemeinsame Spaziergehen und Steinesammeln wären noch zu ertragen gewesen, aber die körperliche Nähe, die der Vater unvorhersehbar und aufdringlich zu seinen «Söhnen» suchte, schreckte ihn ab. Pestalozzi, nach Urteil vieler Beobachter «äusserlich sehr hässlich [. . .] und ohne Halstuch, ohne Rock in blossen langen Hemde-Aermeln, die ihm über die nachlässig herum schwenkenden Arme und Hände herunterhängen», küsste, herzte und umarmte eine ausgewählte Zahl von Kindern, wobei er damit eher Schrecken als Wohlbehagen erzeugte. Bei Ramsauer tönt das wie folgt: Da er «wild in der Stube herum rannte, so kam mir ein wahres Grauen an, und bald würde ich geglaubt haben, dass er selbst ein Affe wäre. Auch fürchtete ich mich in den ersten Tagen um so mehr vor ihm, da er mir bei meiner Ankunft mit seinem starken, stechenden Bart einen Kuss gegeben hatte, den ersten, den ich meines Wissens in meinem Leben empfangen habe.»

Andere Zöglinge gerieten gar unversehens in die Privatgemächer des Institutsleiters, vor allem, wenn sie erkrankt waren und väterliche Genesungsaufsicht die Legitimation für solche Nähe bildete. So geschah es bei dem an Gliedersucht leidenden Johann Nepomuk Emanuel von Kaiserstein, einem 1810 nach Yverdon geschickten zehnjährigen Knaben, dessen adelige Eltern zu den führenden Unternehmerfamilien und Kulturmäzenen Kärntens zählten. Pestalozzi attestierte ihm in mehreren Briefen an die Mutter Elisabeth einen lieben, gutmütigen Charakter. Der Knabe sei artig, guten Willens und Herzens, jedoch zerstreut und ohne anhaltende Aufmerksamkeit, daher gegenüber dem Wissensstand der Altersgenossen zurück und zu-

dem leicht reizbar, heftig und hitzig. Wie so oft in solchen Fällen meinte Pestalozzi, nunmehr eher Geschäftsmann als Vater, dass nur ein möglichst langer, teurer Institutsaufenthalt Erziehungs- und Lernfortschritte herbeiführen könne. Die für nötig befundene «fortgesetzte liebevolle Aufsicht» über den Knaben konnte Pestalozzi bald intensivieren: Im Januar 1813 musste der Mutter die bereits seit Wochen bestehende Rheumaerkrankung von Johann Nepomuk angezeigt werden. Als medizinisch nicht weiter begründete und auch fragwürdige Therapie vermeldete der Institutsvater der besorgten Mutter, den Zögling «während der Krankheit auf meinem Zimmer» zu haben.

Anders als der editorische Kommentar zu den Briefen von Pestalozzi insinuiert, berichtete der Institutsvater in den Folgemonaten nicht über das ärztliche Vorgehen und den Gesundheitszustand des Sohnes. Vielmehr schrieb er der Mutter egomatisch, freudig und fast feurig über seine eigenen Befindlichkeiten: Er, Pestalozzi, sei «izt froh» über die räumlich-intime Nähe zu Johann Nepomuk, habe «ihn nun viel mehr kennen gelernt; ich glaube auch, ihm viel lieber geworden zu seyn und mehr als vorher Einfluss auf ihn zu erhalten.» Auch ein paar Monate später rapportierte er, dass Johann Nepomuk einer fortgesetzten «genaueren Aufsicht» bedürfe, nunmehr allerdings, um seine «Sinnlichkeit» und leichtfertige Geldausgaben zur Befriedigung von Eitelkeiten zu bekämpfen.

Doch im August des Jahres 1813 kündigte die wohl hochgradig besorgte «Baronne Elise de Kaiserstein» das vermeintlich innige Vaterschaftsverhältnis unversehens auf. Offenbar skeptisch über die medizinische Betreuung in Yverdon, brachte ein Bruder der Baronin Johann Nepomuk nach Hause, nicht ohne einen Arzt in München zu konsultieren, wo dem Knaben zur «Gradhaltung des Körpers ein Halsband» gemacht wurde. Der Briefkontakt brach jäh ab, sehr zum Leidwesen Pestalozzis, der noch im Folgejahr die Baronin fast flehentlich wie ein schmählich Zurückgewiesener bat, mit ihrem Sohn «im Verhältnis bleiben und ihm gerne in allem [. . .] mit Freundschaft rathen und dienen» zu dürfen, denn er «hoffe doch nicht, dass das Andenken an mich aus seinem Herzen erloschen» sei.

Wie aber schon Jacqueli erfahren musste, reagierte bei Pestalozzi nicht nur liebevoll das Herz, sondern auch der Schmerz, etwa durch die harte Hand. Entgegen den Selbstdarstellungen gaben der Institutsvater und auch zahlreiche Lehrer «gar oft rechts und links Ohrfeigen», so auch Ramsauer «einem äusserst stolzen und eigensinnigen Spanier». Allerdings seien die Zöglinge an den Schlägen selber schuld, meinte Ramsauer, machten die Schüler dem liebenden Vater und seinen Mitstreitern das Erzieherleben doch so schwer, dass sie geradezu zur Körperstrafe genötigt seien.

Sogar befügt zu diesen Schlägen sei Pestalozzi gewesen, hiess es in einer noch 1979 wieder aufgelegten Bildungslehre, «da die Grundstimmung zwischen ihm und den Kindern so gut und gesund war». Diese heute fragwürdige Beurteilung der väterlichen Pädagogikliebe, die selbst Schläge zulasse, wurde angehenden Lehrpersonen im Kanton Zürich noch bis in die 1980er Jahre mitgegeben. Die Stabilität des Mythos rund um «Vater Pestalozzi» verwundert angesichts der schon von den Zeitgenossen wiederholt benannten Entgleisungen am Institut. Doch sie wurden historiografisch rasch getilgt zugunsten einer bis heute andauernden Glorifizierung von Kopf, Herz und Hand. An diesem Kult schrieben viele mit – vor allem anlässlich der Pestalozzi-Feiern in den Jubiläumsjahren 1896 und 1927. Auch Jakob Christoph Heer leistete 1890 mit einem seitenlangen Huldigungsgedicht seinen Beitrag zur Heroisierung des pädagogischen Papas auf dem Platz Zürich. Zwei Jahre später übernahm der alsbald renommierte Heimatschriftsteller die Leitung des Feuilletons der NZZ von Carl Spitteler.

An der Diskursmächtigkeit der Vaterfigur Pestalozzi kamen etwa 150 Jahre lang aber vor allem Deutschschweizer und Zürcher Direktoren von Lehrerseminaren nicht vorbei. Sie schrieben «als Pestalozzianer» die Legende mit vielerlei bildungsphilosophischen und -historischen Publikationen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kräftig fort. Selbst wenn dabei eine differenzierte wissenschaftliche Sicht allmählich zunahm: Der ziemlich diffuse und vielfach konfuse Pestalozzi wurde auf diese Weise zu einem in Stein gemeisselten oder in Bronze gegossenen Vorbild für die berufsethischen Anforderungen künftiger Lehrpersonen. |G|

**Norbert Grube**, Jahrgang 1969, und **Claudia Mäder**, Jahrgang 1980, sind Historiker. Von 2006 bzw. 2008 bis 2014 waren sie wissenschaftliche Mitarbeiter bei der Edition der Sämtlichen Briefe an J. H. Pestalozzi. Heute arbeiten sie am Zentrum für Schulgeschichte der Pädagogischen Hochschule Zürich bzw. bei der NZZ *am Sonntag*.  
norbert.grube@phzh.ch /  
claudia.maeder@nzz.ch



### Weiterführende Literatur

- Loïc Chalmel: Pestalozzi: Entre école populaire et éducation domestique. Le prince des pédagogues, son fils et Mulhouse. L'Harmattan 2012.
- Hans Gehrig: Schweizer Seminardirektoren als Pestalozzianer. Versuch einer Würdigung aufgrund neuerer Literatur. In: Beiträge zur Lehrerinnen- und Lehrerbildung 15 (1997) 3, S. 387–398.
- Fritz-Peter Hager, Daniel Tröhler (Hrsg.): Anna Pestalozzis Tagebuch / Käte Silber: Anna Pestalozzi und der Frauenkreis um Pestalozzi. Haupt 1993.
- Rebekka Horlacher, Daniel Tröhler (Hrsg.): Sämtliche Briefe an Johann Heinrich Pestalozzi. Kritische Ausgabe. 6 Bände. NZZ 2009–2015.
- Werner Keil: «Wie Johann Heinrich seine Kinder lehrt . . .»: Lebensgeschichte und Erziehung des Hans Jacob Pestalozzi. 2 Bände. Roderer 1995.
- Fritz Osterwalder: Pestalozzi – ein pädagogischer Kult. Pestalozzis Wirkungsgeschichte in der Herausbildung der modernen Pädagogik. Beltz 1996.
- Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Briefe. Kritische Ausgabe. 14 Bände. Orell Füssli 1927–1995.
- Johann Heinrich Pestalozzi: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. 29 Bände. Orell Füssli / de Gruyter 1927–1996.
- Johannes Ramsauer: Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens: mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Schulze 1838.
- Peter Stadler: Pestalozzi. Geschichtliche Biografie. 2 Bände. NZZ 1988–1993.
- Wilhelm von Türk: Erfahrungen und Ansichten über Erziehung und Unterricht. Natorff 1838.
- Konrad Zeller: Bildungslehre. Umriss eines christlichen Humanismus. Zwingli-Verlag 1948.